

ENDZEIT IN OSTPREUSSEN

EIN BESCHWIEGENES KAPITEL DES HOLOCAUST

Editorische Anmerkung

Dieses Buch besteht aus der Niederschrift *My Holocaust* von Maria Blitz in der Übersetzung von Adam Kerpel-Fronius (Stiftung Denkmal) sowie aus Erläuterungen und Ergänzungen des Herausgebers (serifenlose Schrifttype) unter Verwendung von weiteren Zeugnissen, die Martin Bergau über Jahre gesammelt hat, sowie einiger Textpassagen von ihm.

Alle Zitate werden in Originalschreibweise angeführt.

Der Herausgeber dankt Felizitas Borzym und Leonie Mechelhoff für ihre wertvolle Unterstützung.

Impressum

Herausgegeben von Uwe Neumärker
Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas

2., durchgesehene Auflage 2013

V. i. S. d. P. / Redaktion, Text- und Bildauswahl: Uwe Neumärker

Korrektur: Margret Kowalke-Paz

Umschlagabbildung: Blick auf die vereiste Ostsee bei Palmnicken mit dem berühmten

Bernsteinwerk im Hintergrund, 1930er Jahre © Paul Egon Kecker

Design, Satz und Litho: buschfeld.com – graphic and interface design, Berlin

Druck und Bindung: MKL Druck GmbH & Co. KG, Ostbevern

Sämtliche Ergebnisse bzw. Informationen
beziehen sich auf den Stand vom 31. Dezember 2012.
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN: 978-3-942240-01-7

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

www.stiftung-denkmal.de

Maria Blitz

ENDZEIT IN OSTPREUSSEN

EIN BESCHWIEGENES KAPITEL DES HOLOCAUST

Herausgegeben von Uwe Neumärker





Maria Blitz am 21. März 2008, ihrem 90. Geburtstag

»Viele Male wollte ich mich schon hinsetzen und über mein Leben schreiben, weil ich spüre, dass meine Geschichte erzählt werden muss. Oft habe ich ein paar Seiten geschrieben und dann aufgehört. Ich hoffe, dass ich dieses Mal fertig werde.«

INHALT

Einleitung	7
Eine unbeschwerte Jugend in Krakau	12
Der Krieg beginnt	14
Das Ghetto	18
Zwangsarbeitslager Plaszow	23
Auschwitz	27
Heiligenbeil in Ostpreußen	29
Zwischenstation Königsberg	32
Der »Todesmarsch« an die Samlandküste	33
Das Massaker am »Bernsteinstrand«	37
Gerettet	40
Der Vormarsch der Roten Armee	43
»Die Russen sind da!«	46
Zurück in Polen	50
Erste Schritte im besetzten Bayern	52
Neue Heimat USA	55
Palmnicken bei Kriegsende und danach	57
Quellennachweis	68
Auswahlbibliografie	69
Abbildungsnachweis	70
Ortsnamenkonkordanz	71
Abbildungen	72–97
Übersichtskarten Ostpreußen und Samland	96–99

EINLEITUNG

Am 27. Januar 2010 jährt sich die Befreiung von Auschwitz zum 65. Mal. Seit 1996 wird dieser Tag in Deutschland als nationaler Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus begangen, oft verkürzt ›Holocaustgedenktag‹ genannt. Auschwitz ist zum Sinnbild der Verbrechen des ›Dritten Reiches‹ geworden. Dass zum selben Zeitpunkt, als die Rote Armee das südwestpolnische Städtchen mit dem fast verlassenem und teilweise zerstörtem Lagerkomplex erreichte, bei einem ›Todesmarsch‹ von der ostpreußischen Hauptstadt Königsberg an die Ostseeküste am 26. und 27. Januar sowie bei einer anschließenden Massenerschießung am Strand von Palmnicken in der Nacht vom 31. Januar auf den 1. Februar 1945 etwa 5.000 – möglicherweise bis zu 7.500 – jüdische Frauen und Männer ermordet wurden, ist noch immer weithin unbekannt. Die fünfzig Kilometer lange Strecke von Königsberg durch das Samland bis Palmnicken war von mindestens 2.000 Leichen ›gesäumt‹; auch an der Küste lagen unzählige Opfer oder wurden noch wochenlang von den Meereswellen angespült. Hunderte Ostpreußen waren Zeugen der Ereignisse oder hörten von ihnen. Doch fast niemand kennt heute den Namen Palmnicken, obgleich der Ort – einst berühmt durch den weltweit einzigen Bernsteintagebau – wie kaum ein anderer für den nationalsozialistischen Vernichtungswahn noch in der Niederlage steht. Denn gleichzeitig waren Hunderttausende ostpreußische Zivilisten vor der heranrückenden Roten Armee unvorbereitet und verzweifelt auf der Flucht; der Untergang der deutschen Provinz Ostpreußen hatte längst begonnen.

Nach den Schrecken des Zweiten Weltkrieges und der Massenflicht, nach der Übernahme der staatlichen Gewalt durch die vier Siegermächte im Mai 1945 und der Vertreibung der letzten deutschen Ansässigen wurden Ostpreußen, Pommern, Schlesien und die brandenburgische Neumark zu Erinnerungslandschaften und entsprechend verklärt, die Zeit des ›Dritten Reiches‹ – insbesondere die Kriegsjahre 1939 bis 1944/45 – dabei fast vollständig ausgeblendet. In der DDR war das gesamte Thema ohnehin ein staatlich verordnetes Tabu, in der Bundesrepublik verschwand es allmählich aus der breiten Öffentlichkeit. Ist die nationalsozialistische Diktatur, ihre Lager und Opfer, für das Gebiet

des heutigen Deutschland durch unzählige lokale Initiativen mittlerweile zu großen Teilen facettenreich und detailliert erforscht, fehlen für die früheren deutschen Gebiete jenseits von Oder und Neiße selbst bei Fachleuten meist historische und geografische Grundkenntnisse.

Seit dem Fall des Eisernen Vorhangs erfreut sich das heute polnisch-russisch-litauische Ostpreußen eines steten Besucherandrangs – nicht nur von ›Heimwehtouristen‹, und auch das deutsche Fernsehen bedient regelmäßig eine Sehnsucht nach ungetrübter Vergangenheit und Ursprünglichkeit. Doch die deutsche Erinnerung an den ehemals östlichsten Teil des Landes und seine Wahrnehmung beschränkt sich oft auf die – tatsächlich unvergleichliche – Schönheit der Natur, das *Land der dunklen Wälder und kristall'nen Seen*, und auf die tragischen Ereignisse von Flucht und Vertreibung der Deutschen sowie die grausame Rache der Soldaten Stalins 1944/45. Der Untergang der *Wilhelm Gustloff* am 30. Januar 1945, der um die 9.000 ostpreußische Zivilisten das Leben kostete, ist durch Filme wie *Nacht fiel über Gotenhafen* (1959) und den ZDF-Zweiteiler *Die Flucht* (2007) einem Millionenpublikum Begriff. Dass die Provinz Aufmarschgebiet für die Angriffe auf Polen 1939 und die Sowjetunion 1941 war, dass sich das Führerhauptquartier *Wolfsschanze* – zwischen Juni 1941 und November 1944 Schaltstelle des deutschen Vernichtungskrieges – in Ostpreußen befand und hier Stauffenbergs Attentat auf Hitler missglückte, dass auf fast jedem Gut ›Fremdarbeiter‹ eingesetzt waren, weil die Männer an der Front kämpften, dass in den ›Arbeitserziehungslagern‹ Lauken und Soldau sowie in den großen Kriegsgefangenenlagern Stablack und Hohenstein Zehntausende gewaltsam zu Tode kamen, dass es zwischen 1933 und 1945 Täter und Opfer – Juden, ›Zigeuner‹, Patienten, Vertreter der polnischen Minderheit und viele mehr, Deutsche wie Nichtdeutsche, – gab, blieb – vor allem auch in der landsmannschaftlichen Traditionspflege – weitgehend unberücksichtigt. Vielmehr galt Ostpreußen bis zum Sommer 1944 als ›Insel der Glückseligkeit‹, die dann durch ›russische Barbarei‹ ausgelöscht wurde.

Die vertriebenen Ostpreußen – wie alle anderen Ostdeutschen auch – waren genauso Teil des deutschen Volkes wie Sachsen oder Württemberger, Mecklenburger oder Westfalen und somit ebenso ›mitschuldig‹ wie diese. Doch anders als sie verloren die Ostpreußen jegliche Habe – und

ihre Heimat. Die vermeintlich geräuschlose Eingliederung in die beiden deutschen Nachkriegsstaaten erfolgte um den Preis des Verstummens über das Erlebte. Und so sahen sie sich – menschlich verständlich – als die eigentlich Leidtragenden eines Krieges an, der im Namen aller Deutschen begonnen und verloren worden war. Diese gewisse Mythisierung des eigenen Opferstatus führte allerdings zum Beschweigen derer, die bereits vor 1944/45 Opfer im Deutschen Osten geworden waren – durch die eigenen Landsleute. Nach dem Gebietsverlust fielen diese einem doppelten Vergessen anheim. Hierzu gehört beispielsweise nicht nur die Verfolgung, Vertreibung und Ermordung der ostpreußischen Juden oder ›Zigeuner‹, sondern auch Palmnicken. Deshalb wurde der Ort bereits 2003 als erster von seitdem 220 Orten für die Darstellung im ›Raum der Orte‹ im Ort der Information unter dem Stelenfeld des Denkmals für die ermordeten Juden Europas ausgewählt.

Als Martin Bergau (*1928) im Jahr 1994 sein Buch *Der Junge von der Bernsteinküste. Erlebte Zeitgeschichte 1938–1948* veröffentlichte, erhielt er nicht nur eine breite publizistische Aufmerksamkeit; er – der ›Lorbass‹ aus Palmnicken – wurde von den Ostpreußen vielfach als ›Nestbeschmutzer‹ beschimpft. Unermüdlich ist er seitdem bemüht, Dokumente und Zeugenaussagen zu sammeln und zu versuchen, dieses Thema in die Öffentlichkeit zu bringen. Im August 2006 erhielt Martin Bergau einen Anruf von Siegfried Pirags, der als Junge von knapp zehn Jahren in Sorgenau zusammen mit seinem jüngeren Bruder den ›Todesmarsch‹ beobachtet hatte. Nach dem Gespräch ließ Siegfried Pirags ein Fax folgen: »Alle Verwandten, aber auch mir fremde Sorgenauer und Palmnicker haben auf meine Fragen hin nur negativ geantwortet. Wohlgermerkt, meine Fragen kamen in einer Zeit, als der Krieg schon zwanzig Jahre vorbei war. Bei meinen Eltern gehe ich davon aus, dass sie mir die damit verbundene mentale Auseinandersetzung ersparen wollten. Dass es Juden waren, konnten meine Eltern nicht abstreiten, denn was ich gesehen hatte, war ja eindeutig. Sie haben mir nur gesagt, dass die Juden in Palmnicken zu essen bekommen haben. Über alles, was dann geschah – nur Schweigen. Was wirklich geschah, habe ich aus Ihrem Buch, Herr Bergau. Dass Sie es geschrieben haben, erfüllt mich mit großem Dank. Als ich es gelesen habe, habe ich Rotz und Wasser geheult.«

Ein Artikel in der *New York Times* vom 31. Januar 2000 schreckte Maria Blitz auf. Darin war von eben jenem ›Todesmarsch‹ in Ostpreußen die Rede, den sie überlebt hatte, und auch von Martin Bergau. Nachdem sie im Krakauer Ghetto sowie in den Lagern Plaszow, Auschwitz und Stutthof gefangen gewesen war, kam Maria in das Arbeitslager Steindorf nahe dem ostpreußischen Heiligenbeil. Dann wurden sie und Hunderte weitere Häftlinge Ende Januar 1945 von SS-Angehörigen nach Königsberg und von dort auf den ›Todesmarsch‹ an die Ostseeküste getrieben. Maria gelang es, sieben Kilometer vor Palmnicken – in Kirpehnen – zu entkommen. Zwei ihrer Schwestern und eine Schwägerin fielen der SS auf dem Weg zum Opfer. Nach Kriegsende kehrte Maria zunächst nach Polen zurück, um bald darauf über Deutschland in die Vereinigten Staaten auszuwandern. Seit dieser Zeit war Maria mit ihren Erinnerungen allein gewesen, und wenn sie erzählte, meist auf Unverständnis gestoßen. Da schon in Deutschland kaum mehr jemand weiß, wo Königsberg liegt und was das Samland ist – wie erst jenseits des ›Großen Teiches‹, in den Vereinigten Staaten? Nun erfuhr sie aus der Zeitung auch vom Schicksal der 3.000 jüdischen Mithäftlinge am Ostseestrand. Sie nahm Kontakt zu Martin Bergau auf; es folgte eine Zeit des Briefwechsels zwischen der Überlebenden und dem damals begeisterten ›Hitlerjungen‹. Zwischen Juli und Oktober 2000 schrieb Maria dann im Alter von 82 Jahren mit Hilfe ihres Sohnes Leo ihre Lebensgeschichte unter dem Titel *My Holocaust* auf. Sie begann am 10. Juli 2000, dem elften Todestag ihres Mannes Abraham (Munio) Blitz. Leo Blitz merkt an, »dass im Originalmanuskript kein einzelner Name ausdrücklich erwähnt wurde, nicht mal die Namen ihrer Ehemänner. Einzige Ausnahmen waren die aufgezählten Namen der Ermordeten.«

Palmnicken ist einer der Endpunkte nationalsozialistischer Vernichtungspolitik, die bereits im Herbst 1939 begonnen hatte, als SS-Mordkommandos im Gefolge der Deutschen Wehrmacht Massenerschießungen im eroberten Polen durchführten, denen Tausende Zivilisten, unter ihnen auch Juden, zum Opfer fielen. Mit dem Angriff auf die Sowjetunion im Sommer 1941 gingen die Mörder dann systematischer vor: Zwei Tage nach Beginn des ›Russlandfeldzuges‹ führten Gestapo- und Polizeieinheiten aus Tilsit und Memel am 24. Juni 1941 im litauischen Garsden, direkt an der Grenze zu Ostpreußen, die erste Massen-

erschließung von – nach eigenen Angaben – 200 jüdischen Männern und einer Frau durch. Überall hinter der Ostfront suchten in den folgenden Monaten und Jahren mobile SS-Einsatzgruppen – mit tatkräftiger Unterstützung einheimischer Helfer – unzählige Ortschaften heim und erschossen bis 1944/45 insgesamt etwa zwei Millionen jüdische Kinder, Frauen und Männer: Allein im ukrainischen Kamenez-Podolsk waren es zwischen dem 26. und dem 28. August 1941 23.600, in der Schlucht von Babij Jar bei Kiew am 29. und 30. September 1941 über 33.700 Juden. In den früheren polnischen Amtsbezirken Podolien und Wolhynien kamen 1942 über 360.000 als ›unnütze Esser‹ im Kugelhagel der SS um, im Lager Majdanek nahe Lublin waren es während der ›Aktion Erntefest‹ an einem Tag, dem 3. November 1943, um die 18.000 jüdische Häftlinge.

Im Januar 1945 schloss sich der Kreis – in Ostpreußen. Doch der Massenmord am ›Bernsteinstrand‹ von Palmnicken fand nicht mehr jenseits der Grenze, irgendwo ›im Osten‹, statt, sondern auf Reichsgebiet. Mit 3.000 Getöteten war es das größte Massaker auf deutschem Boden. ›Todesmarsch‹ und Erschießung mit mindestens 5.000 jüdischen Opfern waren zwar Gegenstand eines Strafverfahrens der Staatsanwaltschaft Lüneburg, für das die ›Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen zur Aufklärung nationalsozialistischer Verbrechen‹ in Ludwigsburg Vorermittlungen sowie Zeugenbefragungen von Palmnickern und Überlebenden durchgeführt hatte. Doch nach ›Verfügung vom 29. Mai 1967 gemäß § 170 Abs. 2 StPO‹ wurde es eingestellt. Das heißt, ›der Täter ist nicht zu ermitteln‹ bzw. ›die Beweismittel reichen nicht mit der erforderlichen Wahrscheinlichkeit zu einer Verurteilung aus‹.

Maria Blitz ist eine der wenigen Überlebenden, heute wahrscheinlich die letzte. Teile ihrer Erinnerungen haben bereits Eingang in entsprechende Veröffentlichungen gefunden. Aus diesem Grunde meldete sich am 15. April 2009, 64 Jahre nach dem Geschehen im Samland, Christel Schütte, geborene Schröder, bei Martin Bergau. Die nunmehr 79-jährige war im Begleitbuch von Andreas Kossert zur Fernsehdokumentation *Damals in Ostpreußen* auf Marias Schicksal gestoßen. Die seinerzeit 15-jährige Christel hatte in Kirpehnen zusammen mit Maria eine Nacht im Kartoffelkeller ihrer Eltern verbracht, um marodierenden Sowjetsoldaten zu entgehen. Ihr Vater, Ernst Schröder, brachte Maria damals zu einem gleichnamigen Arzt Schröder nach Germau, der ihr

ihre Auschwitzer Häftlingsnummer herausoperierte. Als die Rote Armee Mitte April 1945 die Westküste des Samlands vollends besetzte, verloren sich Maria, die Familie Schröder und die wenigen Kirpehner, die Maria Beistand geleistet hatten, aus den Augen. Die Tochter von Frau Schütte, Elke Bauer, nahm Kontakt zu Andreas Kossert und Martin Bergau auf, um Marias Anschrift in Erfahrung zu bringen. Und über ein halbes Jahrhundert später, in dem man nichts voneinander gehört hatte, schrieb Maria Blitz eine E-Mail an Elke Bauer, die sofort ihre Mutter anrief: »Ich habe sie wirklich noch nie so glücklich erlebt.«

Ostpreußen. Das ist Bernstein, die Seen Masurens und die Samländische Ostseeküste, die Wälder der Rominter Heide, das *Ännchen von Tharau* und vieles mehr. Ostpreußen ist aber auch Palmnicken und das Massaker an der Ostsee. Der Verlust Ostpreußens vor nunmehr fast 65 Jahren war und ist vor allem ein kultureller Verlust – und er ist nur scheinbar bewältigt. Doch zum Gesamtbild dieser einst östlichsten Provinz gehören auch die Abwege und Verirrungen, nationalsozialistische Täter und Taten und ihre Opfer, ebenso wie das Leid von Flucht und Vertreibung. Und die Biografie von Maria Blitz zeigt, dass die Auseinandersetzung mit dem ostpreußischen Erbe in all seiner Vielfältigkeit nicht allein eine deutsche, sondern eine europäische Aufgabe ist. Deshalb veröffentlicht die Stiftung Denkmal den Text von Maria Blitz über dieses beschwiegene Kapitel des Holocaust zehn Jahre nach seiner Niederschrift endlich auf Deutsch.

An dieser Stelle sei Maria Blitz und Martin Bergau für die Zusammenarbeit und Geduld ganz herzlich gedankt. Auch den vielen Zeitzeugen, die Martin Bergau unterstützt und begleitet haben, Michael Wieck, Autor des bekannten Buches *Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein »Geltungsjude« berichtet*, für die Anregung zu diesem Projekt und Leo Blitz für sein Entgegenkommen – aber vor allem dafür, dass er seine Mutter dazu veranlasst hat, ihren Lebensweg aufzuschreiben.

Uwe Neumärker
Direktor der Stiftung Denkmal
für die ermordeten Juden Europas
im Januar 2010

EINE UNBESCHWERTE JUGEND IN KRAKAU

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Inkrafttreten des Versailler Vertrages am 10. Januar 1920 entsteht erneut ein polnischer Staat. Bis zu diesem Zeitpunkt war das Land weit über einhundert Jahre zwischen Preußen, dem Russischen Reich und der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie aufgeteilt gewesen. Galizien mit der alten Krönungsstadt Krakau wurde von Wien aus regiert. Die nach 1918 neu entstandene ›Zweite Polnische Republik‹ hält sich allerdings weder an die für sie beschlossenen Grenzen noch an die vom Völkerbund verfügten Vorgaben zum Schutz der Minderheiten: der ›Volksdeutschen‹ und Juden, Weißrussen, Ukrainer und Litauer. Ab Ende der 1920er Jahre ist die Warschauer Politik offen judenfeindlich. Auch die ständigen Drohungen und Provokationen Polens an der Grenze zu Ostpreußen, das durch den ›Korridor‹ vom übrigen Deutschen Reich getrennt ist, und der Druck auf andere Nachbarn heizen die Spannungen in diesem Teil Europas an.

Ich wurde am 21. März 1918 in Krakau geboren, umgeben von der Liebe einer Familie aus der Mittelschicht. Wir waren fünf Kinder, zwei Brüder und drei Schwestern. Mein Vater Leiser hatte eine Bürstenbinderei mit fünf Angestellten. Die Bürsten waren handgemacht, und wir hatten einige Maschinen, um sie fertigzustellen. Am meisten verdiente mein Vater an den Borsten, die er importierte. Bei uns gab es immer Säcke voller Borsten, und sie waren ein Vermögen wert. Uns hat es nie an Essen oder Kleidung gefehlt – und damals hatte ich keine Vorstellung davon, was es heißt, arm zu sein. Ich erinnere mich, dass wir zuerst in einem sehr großen Raum wohnten und eine kleine Küche hatten. Meine Mutter Scheindl erzählte mir, dass es unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg eine Wohnungsnot gab, weshalb die Familie nach Krakau umzog, trotz der langen Geschichte des Antisemitismus in Polen. Während des Krieges diente mein Vater in der österreichischen Armee, und er erzählte uns, dass er schwer verwundet worden war und die Kugel nie entfernt wurde. Bis zum Ende seines Lebens trug er die Kugel in seiner Brust. Als er verwundet im Spital lag, sagte die Krankenschwester meiner Mutter, dass sie meinen Vater auf die Straße hinausgeworfen hätte, wenn sie gewusst hätte, dass er Jude war. Daraufhin ging meine Mutter zum Direktor des Spitals, um ihm von diesem Vorfall zu berichten. Sie sagte ihm, dass mein Vater wohl gut genug war, um für

sein Land zu kämpfen, aber verwundet war er bloß ein Jude, um den man sich nicht zu kümmern bräuchte. Alles, was sie erreichte, war ein strenger Verweis.

Die Grundschule, die wir besuchten, war nur wenige Straßen von unserer Wohnung entfernt. Die Gegend war ein überwiegend jüdischer Stadtteil, und da die Schüler größtenteils Juden waren, blieb die Schule an jüdischen Feiertagen geschlossen. An Feiertagen traf sich die Großfamilie – wir besuchten unsere Cousins und Onkels, oder sie kamen bei uns vorbei. Mein Vater hatte zwei Brüder, Nuchem und Israel, meine Mutter zwei Schwestern, Feiga und Freida, in der Stadt. Ich hatte sieben Cousins und Cousinen ungefähr in meinem Alter. Nur Onkel Nuchem war bereits Großvater geworden – er hatte eine verheiratete Tochter mit zwei Kindern. Dieser Teil von Krakau, Kazimierz, war eine Art offenes Ghetto, in dem nur ganz wenige Nichtjuden lebten.

Nach der Grundschule ging ich auf ein Gymnasium. Ich hätte liebend gern studiert, aber es gab nur die berühmte Jagiellonen-Universität, und die wenigen Juden, die dort studierten, blieben unfreiwillig unter sich. Diese wenigen Juden durften nur auf drei Bänken Platz nehmen, und nicht selten wurden sie von Nichtjuden tötlich angegriffen. Die Christen, die in unserem Stadtteil wohnten, waren vor allem Hausmeister; einige arbeiteten im Stadtzentrum. Juden und Nichtjuden haben einander kaum beachtet, und normalerweise gab es keine Probleme – außer zu Weihnachten und Ostern, als die Polen gerne mit dem Argument Juden zusammenschlugen, dass sie Jesus umgebracht hätten. Ich hatte nie viele Gedanken auf den Antisemitismus verschwendet. Ich wusste, dass es ihn gab, und das war für mich normal.

Ich war sehr gut in der Schule und die Lieblingsschülerin meines Lehrers. Ich habe oft Besorgungen für ihn gemacht. Wir wohnten in der Wohnung, in der ich geboren wurde, bis ich 13 war. Die Toilette befand sich draußen, und ich hatte Angst, nachts hinauszugehen. Die Wohnung befand sich neben einem alten jüdischen Friedhof, dessen Ursprünge auf das 15. Jahrhundert zurückgingen. Viele berühmte Rabbiner und Gelehrte lagen dort. Aber es wurde schon lange nicht mehr beerdigt, wir nutzten einen anderen, jüngeren Friedhof.

Als ich etwa 13 war, bezogen wir eine größere und bequemere Wohnung. Jeder hatte sein eigenes Schlafzimmer. Es gab eine große Küche,

ein voll ausgestattetes Badezimmer und eine eigene Toilette. Die Wohnung lag an der Weichsel und muss recht teuer gewesen sein. In Krakau, der zweitgrößten Stadt Polens, gab es keine Privathäuser, nur kleinere und größere Wohnhäuser. Unsere Wohnung war mit Antiquitäten und Kristall gefüllt. Mir war nie bewusst, wie wohlhabend wir waren. Jetzt, wenn ich darüber nachdenke, fällt mir auf, dass eine Freundin mit ihrer Familie auf der gegenüberliegenden Straßenseite in einer Einzimmerwohnung lebte, die wie ein Schuppen aussah, und ich nehme an, dass es ihnen im Vergleich zu uns nicht so gut ging. Wir haben jedes Jahr neue Kleider bekommen. Ich musste nie arbeiten, denn nur die Kinder von armen Familien arbeiteten. Um die Mitte der 1930er Jahre habe ich mir darüber Sorgen gemacht, ob ich Theater- oder Opernkarten bekommen würde. Jeden Samstag besuchte ich meine Onkel und Freunde mit der Bitte, mir etwas Brot und Kuchen zu geben, und ich kaufte noch Süßigkeiten, um sie ins Krankenhaus oder zum ›Englischen Garten‹ zu bringen – einer Einrichtung, in der psychisch labile Menschen lebten. Einige waren recht gefährlich, aber es war immer jemand da, um im Notfall zu helfen.

Im März 1939 habe ich mich mit einem Cousin namens Moishe verlobt. Er war besonders nahe mit mir verwandt, weil unsere Väter Brüder und unsere Mütter Schwestern waren. Mit meinem heutigen Kenntnisstand hätte ich das nicht gemacht. Um diese Zeit fingen die Leute an, über einen Krieg zu reden. Wir begannen, alle möglichen Essensvorräte anzusammeln. Die Menschen hatten vor allem vor Gasangriffen Angst. Ich habe selbst einige Treffen besucht, bei denen es um die Benutzung von Gasmasken und die Suche nach Schutz ging. Es gab alle möglichen Spekulationen, aber die meisten gingen davon aus, dass es am Ende doch keinen Krieg geben würde.

DER KRIEG BEGINNT

Mit dem deutschen Angriff auf das Nachbarland Polen in den Morgenstunden des 1. September 1939 beginnt der Zweite Weltkrieg. Gemäß einem deutsch-sowjetischen Geheimabkommen, dem ›Hitler-Stalin-Pakt‹ vom 23. August, marschiert ab dem 17. September die Rote Armee in die östliche Landeshälfte ein. Elf Tage später wird der deutsch-sowjetische ›Grenz- und Freund-

schaftsvertrag‹ unterzeichnet, der die Aufteilung Polens zwischen beiden Staaten besiegelt. Durch ›Führererlasse‹ vom 8. und 12. Oktober 1939 erfolgt eine territoriale Neuordnung im Osten. Große Teile des früheren polnischen Staates werden in das Reich eingegliedert, das verbleibende Territorium wird zu einem ›Generalgouvernement für das besetzte Polen‹ mit Hans Frank an der Spitze, der seinen Sitz im Krakauer Königsschloss Wawel einrichtet. Das ›Generalgouvernement‹ ist fortan Experimentierfeld und Schauplatz nationalsozialistischer Verfolgungs-, Vertreibungs- und Vernichtungspolitik an Juden und Nichtjuden im Osten.

Am Freitag, dem 1. September 1939, hörte ich Explosionen, aber ich dachte, dass sie von Übungsmanövern der polnischen Armee herkämen. Solange ich lebe, werde ich jenen Freitag nicht vergessen – das war der Tag, der mein Leben in einen Albtraum verwandelte. An diesem Freitag besuchte ich eine Freundin in ihrem Büro. Sie fragte mich, ob ich denn wüsste, dass es Krieg gab und dass die Deutschen bereits Krakau bombardiert hätten. Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich das Haus natürlich nicht verlassen. Zu diesem Zeitpunkt kannte ich nur die romantischen Seiten des Krieges. Ich dachte, dass ich nun recht viele Freiheiten hätte und nicht mehr jeden Abend rechtzeitig um 22.00 Uhr nach Hause kommen müsste. Damals schloss man die Haustür um diese Zeit ab.

Ich erinnere mich, dass ich später an dem Tag mit meinem Vater auf den Straßen unterwegs war. Ich habe ihm geraten, seine Sachen zu packen und das Land zu verlassen. Wir hatten genug Geld, um in ein anderes Land zu gehen, aber mein Vater sagte, dass er schon einmal einen Krieg mitgemacht habe und lieber bleiben würde. Natürlich habe ich nicht darüber nachgedacht, dass mein Vater, bereits über fünfzig, in der Fremde seine Existenz hätte neu aufbauen müssen. Wir hörten Radio, aber die Nachrichtenlage war verwirrend. Wir haben die meiste Zeit in Schutzräumen verbracht und versuchten zu erraten, was geschehen würde. Fünf Tage lang haben wir die Bomben fallen hören, und nach fünf Tagen marschierten die Deutschen ein und übernahmen die Stadt.

Uns wurde gesagt, dass die jungen Männer die Stadt verlassen sollten, weil die Deutschen sie zu harter Arbeit verschleppen würden. Mein Bruder Moishe und seine Verlobte Freida flohen vor den Deutschen,

und lange Zeit wussten wir nicht, was mit ihnen geschehen war oder wo sie waren. Es gab keine Post, aber einige, die zurückkehrten, erzählten uns, dass mein Bruder und seine Verlobte in Lemberg seien, im nun russischen Teil Polens. Die Russen und die Deutschen hatten einen Nichtangriffspakt geschlossen, und die Russen besetzten Ostpolen. Solange die Russen zuständig waren, waren die Juden dort in Sicherheit.

Am Anfang war die deutsche Armee nicht allzu schlimm. Die Armee bestand vor allem aus fremden, nichtdeutschen Soldaten. Ich habe zum Beispiel viele Tschechen gesehen. Kurz danach tauchten viele deutsche Zivilisten auf, die sogenannten Treuhänder, die größere Geschäfte übernahmen. Die Besitzer selbst hatten dabei kein Mitspracherecht. Oft haben die Deutschen Menschen auf der Straße angehalten und ihnen alle Uhren, Schmuckstücke und Geld abgenommen, die sie bei sich hatten. Manchmal haben sie ihr Opfer auch verprügelt.

Eines Tages, als ich auf der Straße stand und auf die Straßenbahn wartete, fragte mich ein deutscher Soldat, warum wir so lange warten müssten. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und antwortete ihm, dass ich keine Ahnung hätte. Als er versuchte, ein Gespräch zwischen uns in Gang zu bringen, sagte ich ihm geradeaus, dass ich Jüdin sei. Er schaute mich an und sagte: »Das ist nicht deine Schuld.« Der Soldat suchte Mädchen, die deutsch sprachen, aber es gab nur wenige Polinnen, die das konnten. Einige Polen haben mir empfohlen, den Judenstern (ein weißes Armband bedruckt mit einem blauen Stern) abzunehmen, weil ich nicht besonders jüdisch aussah. Mit meinen blauen Augen und rot-blonden Haaren hielten mich sogar viele Juden für eine Christin. Sie rieten mir, mich unter Polen zu verstecken. Mein Armband nahm ich nur ab, wenn ich ins Kino wollte. Mir war nicht bewusst, in welcher Gefahr ich mich befand. Wenn man jung ist, geht man alle möglichen Risiken ein. In einem Teil der Stadt war ein Gefängnis, aus dem niemand zurückkehrte. Die Menschen wurden gefoltert, ihre Schreie konnte man in der ganzen Straße hören.

Einmal, als ich die Wohnung verließ, um etwas Kohle und Holz aus dem Keller zu holen, trat ein Soldat zu mir und fragte, wo die reichen Juden wohnten. Ich habe ihn angelogen und sagte, dass nur Arbeiter in dieser Gegend wohnen würden. Er ging weg. Nach einer Weile wurde mir klar, dass Soldaten, die allein waren, nicht so schlimm waren. Aber

wenn sie in der Gruppe auftraten, wollten sie vor ihren Kameraden angeben, indem sie laut schrien und auf die Leute einprügelten.

Ich habe einige Begebenheiten mit Deutschen erlebt. Während eines Spaziergangs mit Freundinnen bewunderten wir ein Paar junger SS-Männer. Sie waren groß und sahen gut aus. In einer Mischung aus Blödeheit und Naivität sahen wir sie kichernd an. Wir sagten ihnen, dass wir sie groß und gutaussehend fanden, und zuerst wussten sie nicht, wie sie reagieren sollten. Schließlich sagte einer: »Schaut, dass ihr weiterkommt.« An einem anderen Tag passierte das Gleiche, aber dieses Mal waren sie sauer und rannten uns hinterher. Wir haben uns sehr erschrocken und versteckten uns in einem Haus, bis sie weg waren.

Einmal begleitete ich eine Freundin, die am Bahnhof Möbel abschicken wollte. Als sie ins Bahnhofsgebäude ging, nahm sie ihre Armbinde ab. Während ich draußen wartete, hat es angefangen zu schneien. Ein junger Offizier in deutscher Uniform, der gerade aus dem Zug stieg, fragte mich, ob ich schon lange warten würde. Dann erzählte er mir, dass er am Bahnhof mit seinem Mädchen verabredet war. Er fragte mich, warum ich so gut deutsch sprach, worauf ich erwiderte, ich hätte es in der Schule gelernt. Ich war entsetzt, weil mir meine Armbinde einfiel und ständig Deutsche vorbeigingen, die sich auf ihre furchtbare Art begrüßten. Schließlich zeigte ich ihm meine Armbinde. Er schaute auf mich und fing plötzlich an, auf die Nazis zu schimpfen: Er habe eine alte Mutter in Wien und sei gegen seinen Willen eingezogen worden. Er trug ziemlich viel Blech an seiner Uniform und muss einen hohen Rang gehabt haben. Am Ende entfernte er sich langsam.

Der Generalgouverneur von Polen war Hans Frank. Alle paar Tage erließ er neue Verordnungen und Gesetze über Juden. Wir durften nicht auf dem Bürgersteig gehen, und für uns waren gesonderte Parkbänke ausgewiesen, schließlich durften wir nicht mehr mit der Straßenbahn oder mit dem Zug fahren. Juden war es nicht mehr erlaubt, irgendwelche Vergnügungstätten zu besuchen. Manchmal legten meine Freunde und ich unsere Armbinden ab und gingen ins Kino, aber irgendwann wurde uns klar, wie gefährlich das war, und wir ließen es sein.

DAS GHETTO

Ab Mai 1940 muss die Mehrzahl der jüdischen Einwohner Krakaus in Orte der Umgebung umziehen. Die Übrigen erhalten neue Kennkarten und werden in die Vorstadt, nach Podgorze, am anderen Ufer der Weichsel vertrieben. Hier richtet die deutsche Verwaltung ein Ghetto ein. Der Umzug der Krakauer Juden in diesen ›Wohnbezirk‹ ist mit erneuten Kontrollen und anderen Willkürmaßnahmen der deutschen Organe verbunden. Er bedeutet das Ende jedweder Bewegungsfreiheit für die jüdische Bevölkerung der Stadt, die kurz zuvor noch eine der ältesten und wichtigsten Gemeinden des Landes gewesen war. Im März 1941 wird das Ghetto abgeriegelt und ständig bewacht. Zur Verhöhnung der Eingeschlossenen erhalten Tore und Mauern des Ghettos ein pseudohistorisches Aussehen mit Zierelementen im Stil jüdischer Grabsteine. Die meisten der 18.000 Krakauer Juden müssen Zwangsarbeit leisten. Ab Ende Mai 1942 treiben Gestapo, SS und Polizei Juden im Ghetto zusammen und verschleppen sie, wie Hunderttausende Juden in Südpolen, in das Vernichtungslager Belzec. Ende 1942 teilen die Besatzer das Krakauer Ghetto in einen Bereich *A* für ›Arbeitsfähige‹ und einen Bereich *B* für die Übrigen. Diese Trennung bedeutet während der Auflösung des Ghettos im März 1943 Verschleppung zur Zwangsarbeit oder in den sofortigen Tod. Ende März 1943 gibt es in Krakau kein jüdisches Leben mehr.

Auf der anderen Seite des Flusses riegelten die Deutschen ein paar Straßen ab und richteten ein Ghetto für die Juden ein. Der Generalgouverneur Frank gab einen Befehl, demnach alle Juden ins Ghetto umziehen mussten. Es gab nicht genug Raum, um alle aufzunehmen, und so wichen einige auf die umliegenden Dörfer aus; unsere Familie zog ins Ghetto. Mehrere Familien lebten in einer kleinen Wohnung zusammen. Die Häuser waren heruntergekommen, die Toiletten befanden sich draußen, man musste einen weiten Weg dorthin laufen. Es war die ärmste Gegend der Stadt. Die Deutschen stellten eine jüdische Polizei auf, deren Kommandant im selben Haus wie die deutsche Polizei seinen Sitz hatte. Um das Ghetto wurde eine Mauer gebaut. Das Tor wurde von Polizisten bewacht. Um das Tor zu passieren, war eine schriftliche Erlaubnis des unter Kontrolle von deutschen Zivilisten stehenden Arbeitsamts nötig. Meine beiden Onkel und mein Vater machten ein Bürstenunternehmen auf, das für die deutsche Wehrmacht produzierte

und in dem viele Ghattobewohner arbeiteten. Die Deutschen hielten die Produktion offensichtlich für unersetzlich, sodass jeder, der für das Unternehmen arbeitete, eine Weile in Sicherheit war. Alle Ghattobewohner mussten eine ›Kennkarte‹ bei sich tragen. Mit diesem Ausweis gingen wir zum Arbeitsamt, wo er gestempelt wurde als Beweis dafür, dass wir nützlich waren und arbeiten konnten. Alle, die nicht nützlich waren, wurden ermordet: zuerst deportiert und später erschossen.

Die Menschen, die die Deutschen nicht für nützlich hielten, wurden in einer Gruppe gesammelt und an einen Platz im Ghetto gebracht. Ich weiß nicht, ob die Deutschen eine Quote vorgegeben hatten, aber es befanden sich Männer, Frauen und Kinder in der Gruppe. Sie wurden auf Lastwagen geladen und aus dem Ghetto gefahren, wir haben nie mehr etwas von ihnen gehört. Später fanden wir heraus, dass sie alle erschossen wurden. Einmal sah ich meine Freundin, wie sie mit ihrem Vater an der Spitze einer solchen Gruppe ging. Solange ich lebe, werde ich diesen Anblick nie vergessen, wie sie kerzengerade, groß und stolz neben ihrem Vater geht. Versteckt hinter dem Vorhang in meinem Zimmer konnte ich beobachten, dass die Gruppe zu einer verlassenen Schokoladenfabrik außerhalb des Ghettos gebracht wurde. Sie wurde von deutschen Soldaten auf Armeelastwagen geladen. Sie wurden alle außerhalb des Ghettos erschossen. Später erfuhr ich, dass meine Freundin allein deshalb mitging, weil sie ihren Vater nicht verlassen wollte.

Wie ich schon erwähnt habe, hatten mein Vater und seine Brüder ein Bürstenunternehmen gegründet. Wir waren bekannt und respektiert im Ghetto. Die jüdische Polizei und der Chef der deutschen Polizei waren uns gegenüber freundlich, weil die Schwester des Polizeichefs eine Art Mitinhaberin im Unternehmen geworden war und ein Gehalt bezog. Neben der Firma war ein sogenannter Nachtclub. Der Chef des Nachtclubs war ein Jude, und es hieß, er gehöre zur Gestapo. Ich bin mir nicht sicher, ob er tatsächlich mit der Gestapo zusammenarbeitete, aber solche Gerüchte gab es.

Eines Tages wurde uns befohlen, alle Pelze zur Jüdischen Gemeinde zu bringen, angeblich für die deutschen Frontsoldaten. Die Befehle waren immer von Todesdrohungen begleitet. Mein Vater, aber auch andere Mitglieder der Familie, hatten Pelze, und ich brachte sie zur Sammelstelle. Offiziere untersuchten jeden Pelz, doch als sie den Pelz meines

Vaters erblickten, staunten sie vor Bewunderung, so schön und teuer war dieser.

Die Mutter meines Verlobten, Feiga, (die gleichzeitig meine Tante war) war besorgt, weil ihr einziger Sohn weit weg war, auf der russischen Seite. Aber dann kehrte Moishe zusammen mit meinem jüngeren Bruder zurück! Am 22. März 1942 beschlossen wir zu heiraten. Es war eine schlichte Zeremonie an einem Freitagabend. An diesem Tag gab uns die jüdische Gemeinde ein winziges Zimmer, in dem nur ein Bett und ein kleiner Tisch standen. Es verging kein Tag ohne Überraschungen!

Die Deutschen beschlossen, das Ghetto zu verkleinern. Wieder ermordeten sie eine Gruppe von Juden und nahmen einige Straßen vom Ghetto weg. Die Straßenbahn fuhr durch das Ghetto, aber keiner von uns durfte damit fahren.

Ständig wurden wir kontrolliert und unsere Ausweise gestempelt. Einmal bekam meine jüngste Schwester keinen Stempel. Sie musste sich verstecken, sonst hätte man sie verschleppt. Irgendwie nahm mein Vater Kontakt mit einem Juden auf, der Verbindungen zur Gestapo hatte. Er zahlte ihm etwa 5.000 Złoty, und meine Schwester bekam den Stempel, sodass sie sich nicht mehr verstecken musste.

Irgendwie hat die Gestapo mitbekommen, dass wir reich waren. Einmal tauchten deutsche Zivilisten in der Firma auf und verhafteten meinen Vater Leiser, meinen älteren Bruder Moishe und einige Verwandte. Wir hatten gehört, was während der Gestapoverhöre in den Gefängnissen los war, und es war furchtbar, nicht zu wissen, wo sich mein Vater und Bruder aufhielten oder ob sie überhaupt noch am Leben waren. Wir hörten, dass ein jüdischer Schneider, der für die Gestapo Uniformen nähte, gute Verbindungen hatte. Sein Laden war außerhalb des Ghettos, und ich stattete ihm zusammen mit der Frau eines anderen Verhafteten einen Besuch ab. Er sagte uns, dass wir in wenigen Tagen zurückkommen sollten, in der Zwischenzeit würde er sich erkundigen, was sich machen ließe. Als wir wiederkamen, eröffnete er uns, dass die Freilassung der Männer 50.000 Złoty kosten würde. Wir wussten nicht, was wir tun sollten. Wir wussten nicht einmal, ob sie tatsächlich freigelassen würden, selbst wenn wir das Geld auftreiben würden. Wir haben uns schließlich entschieden, das Geld zu bezahlen, und gingen wieder zum Schneider. Nachdem er das Geld bekommen hatte, kam

er zu unserer Wohnung, um uns mitzuteilen, wann sie freikämen. Ich kann mich daran erinnern, als ob es gestern gewesen wäre. Es war ein Freitag, und die Verhafteten schritten von außen durch das Ghettotor. Menschen jubelten und alle waren glücklich, dass sie gesund und in Sicherheit waren. Später erzählten uns die sechs, sieben Männer fürchterliche Geschichten. Als sie in Haft waren, hörten sie ständig die Schreie von gefolterten Menschen, aber sie selbst blieben verschont, ihnen passierte nichts. Offensichtlich waren die Deutschen nur an ihrem Geld interessiert. Währenddessen verliebte sich der Schneider – sein Name war Danzig – in mich und drohte mir, dass er meinen Mann verhaften lassen würde. Ich sagte ihm, dass meine Liebe nicht käuflich sei, war aber dennoch völlig ratlos. Gleichzeitig hatte ich Angst, dass mein Mann etwas erfahren würde. Also sprach ich mit der Frau des Schneiders. Seine Besuche hörten auf.

Zu der Zeit fand noch eine andere Deportation statt. Die Soldaten gingen von Tür zu Tür und holten die Leute ab. Wir hatten ein Schild an unserer Tür, dass wir für die Wehrmacht arbeiteten, und sie gingen weiter. In der Wohnung nebenan wohnte eine kranke Frau, die wegen einer Entzündung im Fuß nicht laufen konnte. Ein Soldat schlug auf sie ein, während sie um Gnade flehte: »Ich gehe ja schon, bitte tun Sie mir nicht weh.« Einige Wohnungen weiter stand ein Mädchen, das ihre kleine Schwester in ihren Händen hielt. Ihre Eltern waren irgendwo bei der Arbeit. Die Deutschen erschossen das Baby in ihren Armen. Sie wurde hysterisch. Ständig verschwanden mehr und mehr Menschen, ständig verlor ich Freunde, und wir wussten nicht, was mit ihnen geschah. Erst später erfuhren wir, dass sie erschossen wurden.

Im März 1943, als ich gerade Besorgungen für den Sabbat machte, bin ich auf der Straße Danzig begegnet, der ja eine so wichtige Rolle bei der Befreiung der Männer gespielt hatte. Wahrscheinlich hatte er tatsächlich Kontakte zur Gestapo. Er hat mich gebeten, mit ihm zu fliehen, weil am Samstag das Ghetto »liquidiert« würde, niemand würde bleiben. Ich fragte ihn, wie er seine Familie verlassen könnte, um sich selbst zu retten, weil ich dazu nicht fähig sei. Ich ließ ihn stehen und setzte meinen Einkauf fort.

Als wir am Samstagmorgen aufwachten, war das Ghetto von deutschen Soldaten umstellt. Kurz darauf kam über die Lautsprecher ein

Befehl, unsere Habseligkeiten in Koffer zu packen und uns am Platz zu sammeln. Die Kinder wurden ins Krankenhaus transportiert. Ihnen wurde erzählt, dass sie in einen Kindergarten gebracht und dort gut versorgt werden würden. Ich hatte meine dreijährige Nichte Marajem Hene dabei, die meine Schwägerin Freida zurücklassen musste. Unsere Koffer blieben auf der Straße liegen, als wir in einer Kolonne aus dem Ghetto marschierten. Während wir gingen, prügelten und schrien die Soldaten auf uns ein. Die Befehle kamen von der Gestapo, die Soldaten führten sie aus. Wir kamen später am Nachmittag nach Plaszow, einem Konzentrationslager in der Nähe von Krakau. Dort war kurz vor dem Krieg ein neuer jüdischer Friedhof eröffnet worden. Dieser Friedhof war seitdem der wichtigste jüdische Bestattungsort, da es auf dem alten Friedhof keinen Platz mehr gab. Jetzt waren die Grabsteine umgestoßen, die Bulldozer arbeiteten mit Höchstgeschwindigkeit. Es gab keine Gräber mehr, der Boden wurde eingeebnet. Etwas weiter oben auf einem Hügel waren die Baracken, die wir nun beziehen sollten. Das ganze Lager lag auf einem Hügel, der von anderen Hügeln umgeben war. Jetzt, wenn ich daran denke – die Situation dort war so hoffnungslos und deprimierend. Ich erinnere mich an die erste Nacht. Es gab nur ein Paar Holzpritschen, auf denen wir schlafen sollten. In der Mitte der Baracke stand ein kleiner Ofen. Wir versammelten uns ums Feuer. Die Stimmung war so hoffnungslos; wir konnten nirgendwohin fliehen.

Am nächsten Tag hörten wir, dass die Kinder auf den Straßen des Ghettos umherliefen. Es gab dort eine Frau, eine gewisse Dr. Blau, die im Krankenhaus zurückgeblieben war, um sich um die Kinder zu kümmern. Sie weigerte sich, das Ghetto zu verlassen, und wurde später zusammen mit den Kranken und den Kindern ermordet. Im Nachhinein wurde mir erzählt, dass meine dreijährige Nichte Marajem Hene auf der Straße umherlief und unaufhörlich auf Polnisch fragte: »Mama, wo bist du, warum hast du mich verlassen?« Mehrere Tage lief ich weinend und völlig benommen durchs Lager.

ZWANGSARBEITSLAGER PLASZOW

In Plaszow, einem Stadtteil von Krakau, befindet sich eines von mehreren hundert Zwangsarbeitslagern auf dem Gebiet des besetzten Polen. Plaszow wird im Dezember 1942 als Lager des SS- und Polizeiführers im Distrikt Krakau errichtet. 2.000 Juden sind hier inhaftiert. Nach der Auflösung des Krakauer und anderer Ghettos wächst die Zahl der Juden in Plaszow bis Herbst 1943 auf 12.000 an. Lagerkommandant wird der 1908 in Wien geborene und als ›Schlächter‹ verrufene Amon Leopold Göth – nachdem er in den Vernichtungsstätten Belzec, Sobibor und Treblinka tätig gewesen war und die ›Liquidierung‹ des Krakauer Ghettos durchgeführt hatte. In Plaszow bringt Göth etwa 500 Häftlinge eigenhändig um. Im Juli 1943 richtet die SS hier auch ein ›Arbeitserziehungslager‹ für nichtjüdische Polen ein. Alle Häftlinge müssen Schwerarbeit leisten. Ab Spätsommer 1944 werden die nunmehr 24.000 Häftlinge in Plaszow vor der heranrückenden Roten Armee in andere Konzentrationslager oder nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Göth wird nach dem Krieg gefasst, vor ein polnisches Gericht gestellt und am 13. Dezember 1946 in Krakau gehängt.

Mein Mann, mein Vater und der Rest der Familie blieben mit den anderen Männern in der Baracke. Diese lag unterhalb der Frauenbaracken. Weiter oben auf dem Hügel befanden sich die Baracken, in denen wir arbeiteten. Es gab eine Bürstenbinderei, eine Schuhmacherei, eine Schneiderei und ein Spital. Jeden Morgen versammelten wir uns auf dem großen Appellplatz, wo wir vor der Arbeit gezählt wurden. Die Menschen wurden in Gruppen aufgeteilt – je nachdem, wo sie arbeiteten. Wir konnten uns nur in der Latrine treffen, einer Art Toilette mit Rinne. Am schlimmsten war es im Winter, weil es keine Türen gab und alles weit offen stand.

Immer wieder brachten Deutsche in Uniform Juden von woanders in Gruppen auf den höchsten Hügel. Erst mussten sie sich ausziehen, dann wurden sie erschossen. In der Bürstenbinderei gab es Tag- und Nachtschichten. Als ich einmal Nachtschicht hatte, ging die Tür auf und ein nackter, blutüberströmter Mann kam herein. Er flehte uns an, ihm zu helfen. Während der Erschießung hatte er sich tot gestellt und konnte so fliehen. Die SS-Leute schauten oft nachts durch das Fenster. Sie konnten hineinschauen, aber wir konnten nicht nach außen sehen.